

«Mozart war Unterhaltungsmusiker!»



Sebastian Krumbiegel ist ein Grenzgänger zwischen klassischer und populärer Musik

Foto: Sebastian Krumbiegel

Interview: Daniel Schalz

Herr Krumbiegel, trotz eines prall gefüllten Terminkalenders engagieren Sie sich als Botschafter für das Evangelische Chorfest Ende Juni in Leipzig – warum?

Weil mir die Botschaft gefällt, die Superintendent Martin Henker mit dem Chorfest verknüpft: Dass es nämlich offen ist für Chöre aller Konfessionen und Religionen. Gerade in heutiger Zeit, wo unterschiedliche Kulturen zusammenfließen, aber mitunter auch kollidieren, müssen wir aufeinander zugehen. Und wie geht das besser als mit Musik und indem man zusammen singt?! Musik war und ist schon immer das beste Mittel, um Menschen miteinander zu verbinden – diese Idee wird bei diesem Chorfest gelebt. Außerdem ist Leipzig als Musik-, Gesangs- und Bach-Stadt dafür unglaublich gut geeignet. Es gibt für mich in ganz Deutschland, vielleicht in ganz Eu-

H

ropa keine Stadt, die so sehr für musikalische Tradition steht.

Als Mitglied des Thomanerchores waren Sie als Kind und Jugendlicher von 1976 bis 1985 selbst ein Teil dieser Tradition. Was haben Sie aus dieser Zeit mitgenommen?

Die Jahre bei den Thomanern haben mich für mein ganzes Leben geprägt. Wenn man jeden Tag zwei Stunden Bach singt, bleibt das einfach hängen. Als ich unseren Thomaskantor Hans-Joachim Rotzsch kurz vor seinem Tod im vergangenen Sommer fragte, was aus seiner Sicht das Wichtigste gewesen sei, das wir bei ihm gelernt haben, sagte er: «Ihr habt gelernt, aufeinander zu hören.» Das sehe ich genauso: Wir haben dort Dinge erfahren, die für das Musizieren mit anderen elementar sind.

Dabei hat eben jener Thomaskantor dafür gesorgt, dass Ihre Zeit bei den Thomanern eher unrühmlich zu Ende ging ...

Ja, ich wurde rausgeschmissen. So ein Haufen von rund 90 jungen Sängern funktioniert eben nur über Disziplin, und ich war immer ein Typ, der gerne aus der Reihe tanzt: Mal habe ich

den Gesangstext minimal geändert, mal habe ich andere zum Lachen gebracht. Irgendwann, als ich 18 war, ist dem Thomaskantor dann einfach der Geduldsfaden gerissen. Ich hätte allerdings ohnehin nur noch drei Wochen im Chor gehabt und hatte mein Abi bereits in der Tasche. Außerdem haben meine Eltern supercool reagiert – war also alles halb so wild. Ich hab mir damals einfach gedacht: Ist doch super, dann habe ich jetzt drei Wochen länger Sommerferien.

Konnten Sie dem Thomaskantor später böse sein?

Überhaupt nicht, wir haben uns bis zu seinem Tod sehr gut verstanden. Aus heutiger Sicht kann ich seine Entscheidung auch nachvollziehen: Um so eine Truppe zusammenzuhalten, kannst du nicht allen alles durchgehen lassen. Aber ich hatte damals eben andere Sachen im Kopf, hatte meine erste Band gegründet, wollte andere Musik machen und so weiter. Die Demut und Ehrfurcht vor dem, was wir bei den Thomanern gelernt haben, kam erst später.

Und Ihr Kontakt zu den Thomanern ist nie abgerissen?

Anfang der 90er Jahre brachte Sebastian Krumbiegel mit den Prinzen A-cappella-Pop erstmals in die deutschen Charts. Im Interview erzählt er, warum er das Evangelische Chorfest in Leipzig unterstützt, wie man Kinder zum Singen bringt – und weshalb er bei den Thomanern rausgeflogen ist

Nein, auch heute noch tausche ich mich mit dem aktuellen Thomas-kantor Georg Christoph Biller immer wieder aus. Erst kürzlich habe ich mal wieder im Internat vorbeigeschaut, in dem ich ja auch aufgewachsen bin. Ich war überrascht, wie viel sich dort verändert hat, wie viel moderner dort alles geworden ist. Wir haben damals noch mit zwanzig Leuten in einem Saal geschlafen, haben uns zu zwölf ein Zimmer geteilt. Heute sind die Zellen viel kleiner, die Jungs teilen sie sich zu dritt oder viert. Es hat mich gefreut, zu sehen, dass sie auch bei den Thomanern mit der Zeit gehen und nicht nur von der Tradition leben.

Zu Ihrer musikalischen Ausbildung gehörten neben dem Chor auch diverse Instrumente ...

Ja, zuerst habe ich Cello gelernt, danach Trompete. Und dann wollte ich unbedingt Schlagzeug spielen, das hab ich dann später ja auch studiert. Dazu kam im Laufe der Zeit noch das Klavier, und zwar autodidaktisch. Ich wollte einfach die Musik nachspielen, die mir gefallen hat: Ton Steine Scherben, Rio Reiser, Lindenberg, Beatles, Queen, die Stones. Am Klavier habe ich übrigens eigentlich nie aus Noten, sondern immer nach Gehör gespielt. Ohnehin gibt es für mich zwei Arten von Musikern: Die, die nach Noten spielen, und die, die keine Noten brauchen – und da ist das eine nicht besser oder schlechter als das andere. Mich befremdet aber immer ein bisschen, wenn etwa ein Orchestermusiker sagt, er könne nicht spielen, weil er keine Noten dabei hat. Hey, Stevie Wonder und Ray Charles können auch nicht nach Noten spielen – die sind blind!

Aber bei den Thomanern mussten Sie doch aus Noten singen?

Ja, aber da gab es zum Glück auch immer die Älteren, die einem die richtigen Töne ins Ohr gesungen haben.

Sie bezeichnen Ihre damaligen Erfahrungen mit der Musik als großes Glück. Vielen Kindern bleiben diese heute verwehrt, dagegen wollen Sie etwas unternehmen.

Genau, das ist mir wirklich eine Herzensangelegenheit. Der Verein Canto elementar, für den ich als Botschafter unterwegs bin, schickt zum Beispiel bundesweit Senioren in Kindergärten, damit diese dort mit den Kindern singen. Das ist eine tolle Sache, weil alle etwas davon haben: Die alten Menschen haben total Spaß am Austausch mit den jungen – und diese freuen sich einfach darüber, zu singen. Solche Initiativen sind gerade deshalb wichtig, weil das Singen heutzutage in den Familien viel zu kurz kommt und auch an den Schulen der Musikunterricht nach wie vor ein Stiefkind ist. Dabei kann ich aus eigener Erfahrung sagen, wie positiv sich das regelmäßige Singen auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen auswirkt. Leider wird vielen gerade in jungen Jahren die Lust am Singen vergällt, weil sie gesagt bekommen, dass sie das nicht könnten. Das ist wirklich Quatsch – jeder kann und sollte singen! Das ist doch schließlich keine olympische Disziplin, wo es um Leistung geht. Singen ist einfach das Allerschönste, das es gibt!



Sebastian Krumbiegel, geboren am 5. Juni 1966 in Leipzig, sang von 1976 bis 1985 im Thomanerchor. Nach seinem Studium (Schlagzeug und Gesang) an der Leipziger Musikhochschule wurden die von ihm mitgegründeten Prinzen mit A-cappella-Pop zu einer der erfolgreichsten deutschen Musikgruppen. Ab 1998 folgten weitere CD-Veröffentlichungen als Solokünstler und mit der Band Die Feinen Herren. Krumbiegel engagiert sich für verschiedene soziale und kulturelle Projekte und wurde 2012 mit dem Bundesverdienstorden geehrt.

Auch der deutschen A-cappella-Pop-Szene haben Sie mit den Prinzen, Anfang der 90er Jahre eine der erfolgreichsten deutschen Musikgruppen, einen großen Schub gegeben – heute boomt das Genre. Fühlen Sie sich rückblickend als Trendsetter?

Nein, das wäre vermessen. Es kann schon sein, dass wir den A-cappella-Boom in Deutschland mit losgetreten haben, aber wir haben doch auch schon von all denen profitiert, die vor uns Musik gemacht haben – den Comedian Harmonists, den Beatles, den Beach Boys und und und. Ohne jemanden wie Udo Lindenberg hätten wir bestimmt nicht die Musik gemacht, die es dann geworden ist. Das sind doch alles langsame Entwicklungen, die über Jahrzehnte dauern. Wenn jemand meint, wir seien irgendwie prägend gewesen, bedanken wir uns dafür. Aber ich brauche mir das nicht auf irgendeine Fahne zu schreiben.

Trotzdem haben viele die ersten großen Hits der Prinzen wie «Millionär», «Mein Fahrrad» oder «Alles nur geklaut» heute immer noch im Ohr.

... und nicht nur im Ohr: Lustigerweise stehen unsere Songs in vielen Lehrbüchern für den Musikunterricht drin, was mich ganz besonders freut. Denn Kinder sind immer das brutaleste Publikum, das man sich vorstellen kann – weil sie einfach so unglaublich ehrlich sind. Wenn du sie begeistern kannst, ziehen sie voll mit. Wenn du sie aber langweilst, dann werden sie unruhig, drehen sich weg – und die Jalousie geht runter. Wenn die also noch heute unsere alten Lieder singen, dann deshalb, weil sie sie wirklich cool finden. Witzigerweise sind wir übrigens nicht nur in deutschen Lehrplänen verewigt: Kürzlich war ich auf einer USA-Reise und habe zufällig erfahren, dass «Millionär» dort im Lehrbuch des amerikanischen Deutschlehrerverbandes steht, und

Foto: Die Prinzen

zwar für den Konjunktiv: «Ich wär’ so gerne Millionär, dann wär’ mein Konto niemals leer ...»

Und die Arbeit mit den Prinzen macht auch nach fast 25 Jahren immer noch Spaß?

Definitiv! Wir sehen uns natürlich nicht permanent, weil wir alle auch noch andere Projekte haben. Aber gerade haben wir uns wieder für eine Woche auf Mallorca eingeschlossen, um zu gucken, was noch da ist und um neue Ideen auszutauschen. Es wäre schließlich traurig, wenn man immer nur die alten Songs spielen würde. Die machen uns zwar auch nach wie vor Spaß, aber es wäre nicht cool, sich auf ihnen auszuruhen. Doch ich weiß, dass diese Hits ein großes Glück für uns waren und uns vieles erleichtert haben. Wenn ich sehe, wie viele sehr talentierte Musiker – auch Leute, mit denen ich zusammen studiert habe – nicht von ihrer Musik leben können, bin ich einfach nur glücklich, dass das bei mir alles so gut geklappt hat.

Haben Sie ein Erfolgsrezept?

Nein, ich glaube, wir haben damals einfach verdammt viel Glück gehabt und vor allem zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort die richtigen Menschen getroffen. Wenn uns solche Leute wie Annette Humpe oder auch Udo Lindenberg nicht unterstützt hätten – wer weiß, wo die Reise dann hingegangen wäre.

Und Sie gehen mit den Prinzen auch immer noch regelmäßig auf Tour.

Ja, nur nicht mehr ganz so groß wie früher: Voretwa vier Jahren haben wir angefangen, in Kirchen aufzutreten, da haben wir eine Nische für uns entdeckt. Die Kirchen sind dann immer rappellvoll, meist kommen so um die tausend Leute. Und wir kehren damit als ehemalige Thomaner und Kruzianer ein bisschen zu unseren Wurzeln zurück – es ist ein richtiges Coming-home-Gefühl. Wirklich schön.

Auch nach fast 25 Jahren sind die Prinzen noch auf Tour



Beobachten Sie denn auch die aktuellen Entwicklungen der A-cappella-Szene?

Auf jeden Fall! Und zwar nicht nur in Deutschland. Zum Beispiel in Amerika oder auch Afrika laufen da hochspannende Sachen – kulturell und gesanglich. Vor ein paar Jahren etwa habe ich eine Reise nach Mali gemacht, deren Grund eigentlich ein politischer war: Wir wollten den Weg der afrikanischen Flüchtlinge nachzeichnen, die versuchen, nach Europa zu kommen. Bei dieser Reise habe ich dann auch viele Musiker kennengelernt und mit ihnen zusammen Musik gemacht – und war total begeistert von dem, was ich da gehört habe. Bei Timbuktu findet ja auch jedes Jahr das Desert Festival statt. Wenn dort afrikanische und europäische Musik aufeinander treffen, entstehen unglaublich spannende Sachen. Für mich gilt sowieso für das gemeinsame Musizieren, aber auch allgemein für menschliches Miteinander die Zauberformel: Lasst uns darauf schauen, was wir gemeinsam haben – und nicht auf das, was uns voneinander trennt.

Sie scheinen so begeistert von jeglicher Art von Musik – gibt es eigentlich auch welche, die Sie gar nicht mögen?

Ja, die gibt es schon. Volkstümliche Musik zum Beispiel oder auch Operette. Auch mit seichten Schlagern kann ich nicht viel anfangen. Gute Schlager finde ich wiederum großartig, zum Beispiel von Marlene Dietrich, Friedrich Hollaender oder natürlich den Comedian Harmonists. Grundsätzlich bin ich aber immer offen für alle Musikstile. Überhaupt mag ich diese Unterscheidung in E- und U-Musik nicht – natürlich auch, weil ich selbst immer ein Grenzgänger zwischen Klassik und Pop war. Mozart war doch auch ein Unterhaltungsmusiker: Die Leute haben seine Melodien auf der Straße gepfiffen! Umgekehrt ist bei Bands wie Queen unglaublich viel Bach drin. Und sind die Beatles heute nicht selbst schon wieder Klassik?!

Der Interviewer ist Redakteur der Chorzeit.